

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 15 (1941)

Artikel: Arnold Ott, Carl Spitteler, Josef Viktor Widmann : Erinnerungen
Autor: Kaeslin, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arnold Ott, Carl Spitteler, Josef Viktor Widmann

Erinnerungen

Wenn sich der Schreiber dieser Zeilen in Gedanken in den Beginn dieses Jahrhunderts zurückversetzt, so kommt es ihm fast unglaublich vor, daß er eine Zeit miterlebt habe, in welcher sich eine nicht kleine Zahl von Menschen unter uns dem Geistigen, wie es in der Dichtung zum Ausdruck kommt, geradezu mit Leidenschaft ergab. Drei schweizerische Autoren vor allem waren es, welche immer wieder zu langen Gesprächen Anlaß gaben: Arnold Ott, der Verfasser des großen schweizerischen Volksschauspiels „Karl der Kühne und die Eidgenossen“, dessen selbständiger erster Akt einmal hier von den Kantonschülern aufgeführt wurde; Joseph Viktor Widmann, der geistreiche Feuilletonist und Verfasser von Dichtungen wie die „Malkäfer-Komödie“, der „Heilige und die Tiere“, die „Muse des Aretin“ u. s. f.; endlich Carl Spitteler, der Dichter von „Prometheus und Epimetheus“ und des „Olympischen Frühlings“. Dieser stand mir unter den dreien innerlich am nächsten, und obwohl ich mich der Kritik, die an seinem Werke geübt wird, nicht habe völlig verschließen können, so sind meine Empfindungen diesem Meister gegenüber bis heute die gleichen geblieben, solche der Bewunderung und Verehrung. Man kann sich vorstellen, wie es mich berührte, als Dr. Max Widmann, der treffliche Gründer und Leiter der Aarauer literarischen Gesellschaft, im Herbst 1904 mitteilen konnte, daß Spitteler am 17. November hier vorlesen werde.

Allein bevor Spitteler erschien, stellte sich ein anderer ein, der auch in Luzern wohnhaft war: Arnold Ott, im bürgerlichen Beruf Augenarzt und zwar ein sehr geschätzter. Man sah an jenem Abend über dem Vortragspult einen prachtvoll gewölbten

fahlen Scheitel, den ein Kranz weißer Haare umgab. Auch die Wangen und das Kinn waren weiß verhüllt, allein man erriet kraftvoll-bedeutende Züge. Dem imponierenden Bilde entsprach das, was Ott bot, nicht ganz: er las nicht gut, und die Szenen aus einem Napoleon-Drama: „St. Helena“ vermochten nicht recht zu überzeugen. Beim geselligen Zusammensein nach dem Vortrag erwies sich Ott als ein Mann von echter natürlicher Schweizer-Art; von der Verbtheit, die man ihm nachsagte, bekamen wir nichts zu spüren, denn er fühlte sich wohl im Verkehr mit unserm Präsidenten Widmann und den andern Anwesenden. Im Verlaufe des Gespräches fragte ich Ott, ob er mit Spitteler Umgang pflege. Aus dem was er sagte, ließ sich schließen, daß sich die Beiden oft sahen, daß aber Spitteler's weltmännische Art dem andern nicht zusage. Aus einer gewissen Herablassung, mit welcher Ott sich über Spitteler äußerte, ergab sich, daß er selber sich für einen Menschen von urtümlicher Eigenart, jenen hingegen als einen der genialen Urkraft entbehrenden, etwas weichlichen Menschen ansah, dem gegenüber man — d. h. er — sich etwas herausnehmen dürfe. Wobei zu bemerken ist, daß Ott um fünf Jahre älter war als Spitteler. Noch höre ich Ott in seinem Schaffhauser Dialekt erzählen, wie dieser gelegentlich zu ihm komme, um ihm etwas zu zeigen, das er eben geschrieben habe, und wie er, Ott, dann unter Umständen sage: „Los, das isch wider emol nid vom Spitteler, das isch vom Spitööler.“ Der Eindruck solcher Äußerungen Otts auf mich war der, daß ich mich seither immer wieder frage, ob nicht Poseidon, der „Auerbär“ im olympischen Frühling in gewissen Zügen nach dem Modell Otts geschaffen worden sei.

Da es diesem in Aarau gut gefiel, so quartierte er sich für einige Tage im „Alpenzeiger“ ein, der damals noch ein bescheidenes Kurhaus war. Dort besuchten ihn an einem der folgenden Nachmittage Dr. Karl Jager, damals Lehrer an der Kantonsschule hier, jetzt Professor für Romanistik an der Berner

Hochschule, und ich. Hierbei gab sich Ott von seiner lebenswürdigen Seite. Ich erinnere mich daran, daß er von Schiller mit höchster Verehrung sprach, auch mit der natürlichen Wärme des Begeisterten zwei Stanzas aus Goethes Nachruf auf den Freund rezitierte: „Nun flammte seine Wange rot und röter“ u. s. f. Ich nannte gelegentlich Friedrich Hebbel, einen Dichter, der mich immer sehr beschäftigt hat. Ott wollte von ihm nicht viel wissen, nannte die „Maria Magdalena“ nicht gerade ein Plagiat von Kabale und Liebe, aber doch ein Stück, das dem Schiller'schen allzuviel verdanke. Ich erinnerte mich dabei, daß Ott nach Hebbel eine „Agnes Bernauer“ zu schreiben gewagt hatte — ein kühnes Unternehmen. Von eigenen Werken redete Ott meines Erinnerns nicht viel, doch bin ich sicher, daß er seine Rosamunde „es gwaaltigs Stück“ nannte. Allein kann man das Agieren überlebensgroßer Puppenspielfiguren, von beständigem Theaterdonner umrauscht, „gewaltig“ nennen? Will man die Wahrheit sagen, so muß man bekennen, daß der größte Teil von Otts Dramatik für die Nachwelt verloren ist. Aber halt: es wäre Unrecht, nicht zuzugeben, daß sein „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ neben Paul Schöcks „Zell“ der bedeutendste Wurf ist, den die schweizerische Volksdramatik gewagt hat. Auch hier ist wohl manches mehr von außen gesehen als von innen heraus erlebt. Und doch: eine Gestalt wie Otts Waldmann vergißt man nicht. Und ebensowenig vergißt man die ergreifende des Jürg im Obersteg, der es sich nie verzeiht, daß er an dem Morde von Greifensee teilhatte und der dann vor Grandson das burgundische Reichsbanner erbeutet, und, schwer verwundet, eines sühnenden Todes stirbt. — Dann dürfen Arnold Otts Gedichte nicht vergessen werden, die einen Menschen von viel weicherer Art zeigen, als man nach den von Schlachtendonner erfüllten Theaterstücken vermuten sollte. Da stehen Verse, wie nicht jeder sie macht. Lassen wir eines seiner Lieder um das Grab des schon im Jahr 1910 Geschiedenen flügeln:

Schon an des Abends Schwelle
Seh ich, wie Well um Welle
Hinab zu Tale rinnt.

Kühl wehet durch die Weiten
Ein Hauch der Ewigkeiten,
Und meine Seele sinnt,

Wie sie die Schwingen lüfte
Und über Dämmergrüfte
Lichtwärts den Heimflug find.

Am Abend des siebzehnten Novembers also erschien Spitteler im kleinen Saale des Saalbaus. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, auch kein Bild von ihm und erhielt also den ersten Eindruck von seiner leiblichen Erscheinung, wie der imponierende Kopf über die Hörer weg, die schon Platz genommen hatten, nach dem Lesepult hin schwebte. Es waren damals drei Teile des „olympischen Frühlings“ erschienen, der vierte stand noch aus, und das Kernstück des Abends bildete die Kora-Episode aus diesem noch nicht Gedruckten. Ich höre noch die ersten Worte, die Spitteler in einem deutsch-russisch gefärbten Schriftdeutsch sprach, das mir schon von Studienkameraden her bekannt war: „Ich will Ihnen ein Märchen vorlesen, ein ernstes, ein kosmisches Märchen.“ Nach dem was Ott gesagt hatte, mußte man annehmen, Spitteler werde in etwas gezielter Art vortragen. In Wirklichkeit entsprach sein Lesen genau dem, was Benedetto Croce in seinem Buche „la Poesia“ sagt: „Wenn sie — d. h. wahre Dichter — sich dazu entschließen, ihre Verse vorzutragen, so machen sie keine Gesten, dramatisieren nicht, donnern nicht und säuseln nicht, sondern ziehen es vor, leise und mit einer gewissen Einförmigkeit zu reden, wobei sie sich freilich Mühe geben, deutlich und mit Beachtung des Rhythmus zu sprechen.“

Nach der Vorlesung vereinigte sich eine nicht zu kleine Gesellschaft im Saale des nun auch verschwundenen Gasthofes zum Ochsen am Schloßplatz. Dr. Widmann hatte es liebenswürdigerweise mir überlassen, einige Worte der Begrüßung an Spitteler zu richten. Ich konnte aus ehrlicher Begeisterung heraus reden und kam gut durch bis gegen den Schluß hin. Ich wünschte mit den Versen aus dem Gesang „Apoll der Entdecker“ zu enden:

Du hast's geglaubt, das zeugt, daß Adel in dir wohne,
Du hast's gewollt, das spricht, daß Heldenmut dich stählt —

Aber siehe: beim Schlußvers stockte ich, von der Aufregung des Augenblicks überwältigt. Ich beugte mich zu dem Dichter, neben dem ich saß und sagte: bitte helfen Sie mir. Und Spitteler ergänzte mit gütigem Lächeln:

Du hast's gekonnt: du bist aus Tausenden erwählt.

Es geschah nun das Merkwürdige, daß die Gesellschaft, die an hufeisenförmigem Tische saß, bald jede Privatunterhaltung aufgab, daß alle vielmehr mit gespannter Aufmerksamkeit Spittelers Worte zu erhaschen trachteten. Er war guter Laune und dazu bereit, auf Fragen Auskunft zu geben. Ich versagte mir's nicht, die Rede, scheinbar unbefangenerweise, auf Arnold Ott zu bringen. Er antwortete in einer Art, die darauf deutete, daß er neuerdings auf Verkehr mit Ott keinen Wert lege. Als ich auf die „Mädchenfeinde“ zu reden kam, für die ich mich einmal gegen Franz Otto Schmied in der Berner Rundschau gewehrt hatte, und dabei bemerkte, das Besondere daran scheine mir die Tatsache, daß die beiden Knaben im Laufe jener zwei Tage die Hauptsituationen des menschlichen Daseins miterlebten, ohne den Sinn des Geschehenden eigentlich zu begreifen, da sagte Spitteler, das sei in der Tat der Kern der Sache. Über das was dieser an jenem Abend noch sprach, sind wir genau unterrichtet durch einen Artikel, den Professor Jakob, welcher anwesend war, am 2. Juni 1925, also ein halbes Jahr nach dem Tode des Dichters, im Sonntags-

blatt des „Bund“ veröffentlicht hat. Jaberg hatte in jener Nacht noch seine Erinnerungen zu Papier gebracht. Ich gebe das Wesentliche davon hier in abgekürzter Form:

Auch an jenem Abend, wie bei anderen Gelegenheiten, bekannte Spitteler, es sei ihm zuerst nicht leicht geworden, seine dichterischen Phantasien im Worte zu formen; er habe sich die Fähigkeit dazu erst erwerben müssen. Das geht gegen eine seit der Zeit der Romantik verbreitete Vorstellung; und daß Spitteler es für seine Person ohne weiteres zugab, ist mir immer als ein Beweis für seine Wahrhaftigkeit erschienen. Es gibt ohne Zweifel Begnadete, denen Dichtungen, wenigstens kürzere, sozusagen aus dem Unbewußten geschenkt werden, so daß sie mit einem Male da sind, wie Athene dem Haupte des Zeus entsprang. Verse wie „Über allen Gipfeln“ . . . und „Frühling läßt sein blaues Band“ sind ohne Zweifel so entstanden. Solche Verse haben einen unvergleichlichen Duft an sich. Allein von E. F. Meyer wissen wir, daß viele seiner Gedichte erst durch längeres Umformen, wobei ganze Strophen wegfallen konnten, die Gestalt erhielten, die dem Schöpfer als die endgültige erschien. Croce, der immer wieder betont, es handle sich bei der Arbeit des Dichters nicht etwa darum, sozusagen ein Kleid zu legen um etwas schon in anderer Art Geformtes, daß dichterische Empfindung in anderer als dichterischer Form nicht darzustellen sei, redet doch auch von der dichterischen Tätigkeit als von etwas, das den Anstrengungen der Gebärenden zu vergleichen sei. Und die französischen Poeten bestreiten Voileaus Dictum nicht, es handle sich darum „de faire difficilement des vers faciles“. So gestand also Spitteler, er habe sich's zuerst nicht zugetraut, zu reimen und habe sich zuerst eines Reimlexikons bedient. Dann trug er die Verse Sibylle aus den „Schmetterlingen“, die sein erstes gereimtes Gedicht waren, vor und die Hörer waren erstaunt über den Wohlklang dieser Verse und das Ungesuchte der Gleichlänge:

Das ist der Tag, der mir mein Glück gebracht:
Wir schritten durch die schwarze Tannennacht.
Da war kein Pfad, kein Laut, kein Sonnenlicht
Als dein herzinnig Gottesangesicht usw.

Übrigens ist klar, daß Spitteler in den Jahren der Reise über eine Gestaltungskraft im Wort verfügt haben muß, so daß dieses ihm von selbst zuflöß: man schreibt nicht Epen von ein paar tausend Zeilen, wenn man mit Vers und Reim zu exerzieren hat.

In bezug auf seine Art zu arbeiten, teilte Spitteler noch mit, es sei wohl zu scheiden zwischen dem „Dichter“ der plane, und dem „Künstler“ der ausführe. „Die Inspiration zum olympischen Frühling ist mir an einem Neujahrsmorgen gekommen. In vier Stunden entstand der ganze Plan.“ Damit dieser wirklich zu seinem Recht komme, muß dem Künstler ein „Mörder“ zur Seite stehen, der Erfindungen, auch wenn sie an sich glänzender Art sind, mitleidlos ausmerzt, falls sie sich dem Ganzen nicht fügen wollen. Solches Verzichten geht nicht ohne schwere Kämpfe ab. Oft zeigt sich dann, daß Ausgemerztes in anderem Zusammenhang sich geradezu als das Gesuchte darbietet. „Es gibt Zeiten, da der Dichter keinen anständigen Vers zustande bringt. Dann plötzlich kommt die Inspiration; meine Seele ist voll und rein, und nun fließen die Verse ohne Anstrengung.“ Gerade das „Wichtigste“ — Spitteler meint äußeres Geschehen — muß im Epos kurz behandelt werden. „Sehen Sie einmal, in wie wenig Versen die Rettung des Odysseus dargestellt ist. Und doch ist es von äußerster Wichtigkeit, ob der Mann ertrinkt oder nicht. Wenns aber ans Schwagen geht, sind zweihundert, dreihundert Verse nicht zu viel.“ Dazu ist zu sagen, daß sich Spitteler jenes Gesanges der Odyssee offenbar nicht genau erinnerte, denn das Ringen des Schiffbrüchigen um seine Rettung wird ausführlich erzählt. Und doch hat Spitteler in der Sache nicht Unrecht. „Gefühlsäußerungen ohne Handlung tun keine Wirkung. So wollte ich zum Beispiel im dritten Teile des

olympischen Frühlings die Freude darstellen. Ein Pfuscher hätte sie zu beschreiben gesucht. Ich wußte, daß ich das nicht tun dürfe. Darum erfand ich die Figur des Knaben Eidolon. Auf diese Erfindung bin ich stolz." Es sei hier beigelegt, daß Spitteler den Roman nicht als Fortsetzung des Epos im Ablauf der Zeit anerkennen wollte, wie gewöhnlich gelehrt wird. Zwischen beiden Kunstformen bestehe ein sehr wesentlicher Unterschied: Wirklich episch sei die Darstellung auch des Innerlichen durch Äußerliches, durch sichtbares Geschehen. Das psychologische Analysieren gewisser moderner Romanschriftsteller wie z. B. Bourgets, war Spitteler zuwider. — Gleichnisse, sagte Spitteler, seien notwendige Ruhepunkte im Ablauf der Handlungen. — Schließlich redete der Dichter auch von der Schwierigkeit, die dem deutsch schreibenden Epiker daraus erwachse, daß uns ein eigentliches erzählendes Versmaß fehle. Daß der Hexameter etwas Fremdartiges an sich hat, das werden, glaub ich, auch die Bewunderer von „Hermann und Dorothea“ zugeben. Und gegen die Anwendung von *S t r o p h e n* in den mittelalterlichen Volksepen erheben sich ebenfalls schwere Bedenken. So dürfte Spitteler freilich Recht haben. Er sei auf den sechsfüßigen Jambus gekommen, welcher mehr in sich fassen könne als der fünfzüßige und dadurch dem Bedürfnis des Erzählers besser entgegenkomme. Er sei auch ein „gerades“ Versmaß und dessen bedürfe der Epiker. Ich gestehe, daß ich nicht recht weiß, warum Spitteler so empfand. Er betonte übrigens, es sei falsch, wenn man seinen Sechsfüßler einen Alexandriner nenne. Denn mit dieser Bezeichnung verbinde sich die Vorstellung regelmäßiger Einschnitte in der Mitte der Verse, woran er sich nicht binde.

Spittelers Beziehungen zum Aargau hatten nun nicht etwa mit dem geschilderten Vortragsabend begonnen. Schon Jahre vorher hatte sich *S o p h i e H a e m m e r l i - M a r t i* eines Tages in dem Haus an der Gsegnetmattstraße in Luzern eingefunden, von welchem Besuch sie in einem in Mundart geschriebenen Artikel

erzählt hat, der am 29. Dezember 1935 im Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten“ erschienen ist. Allmählich kam es dann zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen Spitteler und dem Lenzburger Doktorhause; und zwar schenkte der Dichter seine Freundschaft nicht nur der Verfasserin schöner mundartlicher Gedichte, sondern auch ihrem Gatten, dem trefflichen Arzte Dr. Max Haemmerli. Bei dieser Gelegenheit sei denn erwähnt, daß Spitteler, obwohl er sich im Umgang des Schriftdeutschen zu bedienen pflegte, ein feines Ohr fürs Mundartliche hatte, wie er denn von Anfang an für Meinrad Lienert eingetreten ist. Daß Sophie Haemmerli mit Spitteler in Verkehr träte, das war gewissermaßen vorbestimmt; hatte doch ein Bruder ihrer Mutter, Julius Rüegger, sich seiner angenommen, als er im November 1864, mit seinem Vater völlig zerfallen, zwanzig Franken in der Tasche, mit eiternden Füßen über den Ekel und Einsiedeln nach Luzern wanderte und in üblem Zustande dort ankam. „Wäre ich damals nicht hierher gekommen, so könnten Sie heute keinen Siebzigjährigen feiern; man hätte einen Neunzehnjährigen begraben“. So hörte ich Spitteler bei der Feier seines siebenzigsten Geburtstages in Luzern sprechen, zu welcher ich eingeladen war und bei der ich die Ehre hatte, dem Dichter ein von dem damaligen Rektor der Kantonschule, Dr. Ernst Zschokke, verfaßtes Glückwunschsreiben zu überbringen. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ hat Sophie Haemmerli am 13. Februar 1938 über jenes traurige Wandern des jungen Spitteler nach Luzern geredet und unter anderm mitgeteilt, daß Erinnerungen an jenes Erlebnis in die Episode von Dionysos dem Seher im dritten Teile des Olympischen Frühlings eingeflossen sind.

In dem gastlichen Lenzburger Doktorhause hatten nun Befreundete des öftern Gelegenheit, Spitteler zu sehen. Und als er im August 1919 für mehrere Tage dort weilte, zeigte er sich einer ihm von den Deutschlehrern der Kantonschule und den Schülern der obersten Gymnasialklasse an ihn gerichteten Bitte geneigt, nach

Narau zu kommen und in der Aula zu Lehrern und Schülern zu sprechen. Die Ehre, Spitteler zu empfangen, wurde uns am 30. August zuteil.

Zu Beginn seiner Causerie redete der Dichter von seinem Verhältnis zur Schule, nicht verhehlend, daß er als junger Mensch nur zu wenigen Lehrern ein richtiges Verhältnis gefunden habe. Dankbar erinnere er sich seines Basler Deutschlehrers Wilhelm Wackernagel, der es besser noch als der berühmte Jakob Burckhardt verstanden habe, die Gemüter der jungen Leute zu gewinnen und sie zu ernster Arbeit anzuhalten. Nun erinnerte Spitteler daran, daß er sich im Jahr 1885 um die Stelle eines Lehrers der Geschichte an der aargauischen Kantonschule beworben habe, daß die Behörden aber Jost Winteler den Vorzug gaben, was das Richtige gewesen sei.

Sehr anziehend waren Spittelers Ausführungen über künstlerische Dinge auch bei diesem Ablass, Worte, von denen einiges freilich *cum grano salis* genossen werden mußte: Während es nach seiner Meinung besondere Begabungen für die Malerei und Musik gibt, erscheint das als zweifelhaft in Bezug auf die Dichtung. „Wer nicht Farben liebt und sieht, kann kein Maler werden. Wer zum Musiker geboren ist, horcht auf, wenn gespielt wird.“ Wobei zu sagen ist, daß Spitteler selber zeitweise daran dachte, sich der Musik zu widmen. Dem entsprach es, wenn er mitteilte, er sei entzückt gewesen, als er zum ersten Mal das hörte, was man in der Musik Gegenbewegung nennt. Während man also den künftigen Maler oder Musiker frühzeitig erkennen wird, läßt sich kaum sagen, daß einer zum Dichter geboren sei; deswegen nicht, weil die Begabung für Poesie eine Kombination sehr verschiedener Fähigkeiten vorstelle, wobei denn auch Eigenschaften des Charakters sehr in Betracht kämen. Freilich: ist alles vorhanden, so wird einer zum Dichter „gestürmt“. Das heißt aber nicht, daß er in sehr jungen Jahren schon etwas Brauchbares zustande bringen müsse, wie das beim Maler und

Musiker der Fall sein kann. Auch ein verhältnismäßig gelungenes Gedicht eines jungen Menschen gestatte den Schluß auf spätere Leistungen von Bedeutung nicht. „Anderseits lassen völlig verfehlte Verse, wie ich selber sie als Jüngling produziert habe, nicht ohne weiteres die Annahme zu, daß da nichts zu erwarten sei.“

Daß es in der Dichtung nicht mit einem sogenannten erhebenden oder irgendwie als „poetisch“ angenommenen „Inhalte“ getan sei, daß es darauf ankomme, daß Empfundenes und empfundenes Gedachtes sich selber eine Form schaffe, daß auf diese Form alles ankomme, das betonte Spitteler mit Hinweisen auf Verse Goethes und namentlich Schillers. Welcher Rhythmus bei diesem! Wer brächte heutzutage so etwas in deutscher Sprache fertig! „Ein Vers wie der des Lucan: *«Victrix causa diis placuit sed victa Catoni»* kündigt einen Meister an. Für Feinheiten der Diktion und des Versbaues habe der gebildete Franzose in der Regel ein besseres Verständnis als der in deutscher Kultur Aufgezogene. Wenn ein französischer Poet zwanzig meisterhafte Alexandrins fertig bringt, so kann er auf die Anerkennung einer empfänglichen Gemeinde rechnen. Eine literarische Tradition, die dem Dichter und seinem Publikum gemeinsam ist, bietet große Vorteile. Solche Überlieferung besteht in Frankreich, wo noch jetzt alles, was an die Antike erinnert, der bloße Name einer griechischen Gottheit, zu bewundernder Andacht stimmt. Daß dem deutschen Dichter nach allen möglichen Richtungen volle Freiheit gewährt ist, bietet Vorteile, schließt aber auch Gefahren in sich. Die vierzeilige Volksliedstrophe, wie Heine sie so gerne anwendete, ist ein bequemes Metrum, es verlockt aber viele zum Puscheln. Und das Publikum lernt im allgemeinen nicht, das Echte, Gelungene vom Mittelmäßigen unterscheiden. „Es hat mir einmal eine Dame ein Gedicht gezeigt, von dem sie glaubte, da sei alles in Ordnung. Ich sagte zu ihr: So, nun können Sie damit anfangen.“ Ohne gewisse Fesseln, ohne ein Gesetz der Form gibt es keine Poesie, und wer sich nicht an überlieferte Regeln zu hal-

ten braucht, übernimmt damit die Aufgabe, sich selber ein Gesetz zu geben. Künstliche Formen wie das Sonett widersprechen dem Geiste der deutschen Dichtung, und Gottfried Keller und C. F. Meyer haben wohl daran getan, sie zu meiden. Platen sei darauf verfallen, weil ihm — so sagte Spitteler — zum Dichter Wesentliches fehlte, zum Unterschied etwa von Annette Droste-Hülshoff. Lyrische Dichtungen reifen nach Spitteler oft sozusagen nebenher, wenn der Geist des Poeten mit umfassenderen Plänen beschäftigt ist.“ Nun wird man freilich sagen müssen, daß es Spittelers Lyrik manchmal anzuspüren ist, daß sie „nebenher“ entstand. Am schwierigsten haben es heutzutage die Dramatiker; nach Spittelers Meinung hat der Naturalismus gangbare Wege verschüttet, und man muß auf das Genie warten, das ganz Neues schaffen wird. Spittelers Haß gegen die naturalistische Dramatik des Jahrhundertendes trat in seinem Ausspruch zutage: „Warum sowohl Keller als Meyer keine Theaterstücke schrieben? Weil sie in solcher Zeit ‚Dichter‘ waren.“ — Zum Verzweifeln ist natürlich nie Anlaß. Nichts sei verwerflicher als der Glaube, alles Große sei in der Vergangenheit schon geleistet worden. Wie Croce so hielt auch Spitteler die Dichtung für etwas, das ewigem Bedürfnis der Menschennatur entspreche, und demgemäß würden immer wieder Meister erscheinen, die Neues und Bedeutendes zu sagen hätten.

Nun ließ sich Spitteler dazu bewegen, ein Stück aus der Neubearbeitung seiner Prometheus-Dichtung vorzulesen, welche sich, wie er sagte, neben den „Prometheus und Epimetheus“ stellen werde wie etwa die Madonna della Sedia neben die Madonna del Granduca. Das vorgelesene Bruchstück aus dem Werke, an dem Spitteler damals schuf, war ein Traum, in dem Prometheus Trost findet in einem Augenblick, da auch er, der Starke, einmal am Verzweifeln ist. Es werden darin religiöse Töne angeschlagen wie in der Episode vom Felsen Eschaton des olympischen Frühlings. Warmer Beifall des gedrängt vollen Saales — auch die

Lehrer und Lehrerinnen des Seminars hatten sich mit ihren Schülerinnen eingefunden — dankte dem Dichter.

Für die Verehrer Spittellers kamen schwere Tage, als noch zu seinen Lebzeiten eine leidenschaftliche Kontroverse über Wesen und Wert seiner Schöpfungen anhub. Den Ausgangspunkt bildete offenbar die Tatsache, daß einige Anhänger des Meisters seine bleibende Bedeutung schon in der Gegenwart feststellen zu können glaubten, wobei sie ihn neben die Größten der Weltliteratur stellten. Leider muß man sagen, daß der Kampf nicht mit der Würde geführt wurde, welche der Gegenstand derselben erfordert hätte. Namentlich gilt dies von dem Tone des ersten polemischen Artikels gegen Spitteler, den Edith Landmann-Kalischer 1923 im Oktoberheft der „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ schrieb, einer Zeitschrift, die von Hans Dehler redigiert war. Eine messerscharfe Intelligenz, welche Dinge zu sagen wußte, die der Überlegung wert waren, zeigte sich hier am Werk. Aber ein abgründiger Haß war auch nicht zu verkennen. Er schrieb sich wohl einerseits daher, daß die Verfasserin Angehörige des Stefan George-Kreises war, in welchen grundsätzlich keine Lebender anerkannt wurde außer eben George; andererseits daher, daß Spitteler seit seiner bekannten Rede: „Unser Schweizer-Standpunkt“ von 1914 als deutschfeindlich eingestellt galt. Es ist hier nicht der Ort den Verlauf des Federkrieges zu schildern und alle zu nennen, die sich daran so oder so beteiligten. Ich muß mich in diesen „Erinnerungen“ darauf beschränken, zu sagen, inwiefern ich in derartige Dinge verflochten war. So ist zu erwähnen, daß ich zu Anfang des Jahres 1924 im „Luzerner Tagblatt“ zu Worte kam, nachdem ein guter Artikel einer mir Nahestehenden von einer großen Zeitung zurückgewiesen worden war: es stand nämlich zu Anfang merkwürdig wenig Raum zur Verfügung für diejenigen, welche für Spitteler eintraten. Mein Aufsatz trug den Titel: „Carl Spitteler und Edith Landmann-Kalischers kritische Sendung“ und

wurde dann auch als Broschüre gedruckt. Es war eine der ersten Verteidigungsschriften, die erschienen, und ich glaube, darin einiges Wesentliche gegen die Kritikerin vorgebracht zu haben. Einiges ist seither noch in besserer Art ins Licht gerückt worden in Robert F a e s i s Buch: „Spittellers Weg und Werk“. Spitteler dankte mir mit warmen Worten und sprach auch andern gegenüber seine Befriedigung aus. Schon früher waren meine Frau und ich einmal von ihm und seiner Gattin in Luzern freundlich empfangen worden; in der Folge besuchte ich Spitteler noch einige Male. Dabei machte ich mir's zur Regel, mich niemals nach dem zu erkundigen, woran er gerade arbeitete, sondern einfach zu vernehmen, was mitzuteilen ihm beliebte. Ich wußte, daß Professor J o n a s F r ä n k e l in Bern in der Regel Neugeschaffenes vorgelegt bekam und daß sich der Dichter von diesem, der all sein Vertrauen hatte, allerlei Hinweise und Einwendungen gefallen ließ, wie in jüngeren Jahren von Adolf Frey. Nun sollte ich unerwarteterweise erleben, daß auch ich Spitteler einmal einen Rat geben konnte. Das ging so zu:

Im November 1923 läutete ich einmal an dem Haus in der Gfegnetmattstraße an und wurde sofort in Spittellers Studierzimmer geführt, wo ich außer ihm die Rezitatorin E l l i H ä m m e r l i vorfand. Sie war dabei, ihm die eben erst verfaßten letzten Seiten aus der neuen Prometheusdichtung vorzulesen, diejenigen, welche nun im Buche den Titel: „der Bruder“ tragen. Zum Verständnis der Sache muß nun folgendes gesagt werden: In jenem Epos handelt es sich darum, daß „der Engel Gottes“ den Menschen einen König gibt in der Person des anschnieg samen Epimetheus. Dieser verzichtet auf seine Seele, das heißt auf seine letzte Selbständigkeit des Denkens und Empfindens und läßt sich dafür ein „Gewissen“ geben, mit welchem Worte Spitteler, dem Sprachgebrauch zuwider, das Gebundensein ans Herkömmlich-Überlieferte bezeichnet. Nebenbei gesagt, ist auch die Bezeichnung „Engel Gottes“ irreführend; dieser vertritt nämlich die her-

kömmliche Ordnung in der Menschenwelt, in die wir hineinwachsen und die uns freilich in jungen Jahren als unwandelbar und heilig vorkommen mag. Prometheus aber, den der Engel zuerst zum Herrscher ausersehen hatte, bleibt seiner strengen „Herrin“, der Seele, das heißt gerade seinem innersten Gewissen treu und wird dafür in ein fremdes Land verbannt, wo es ihm sehr übel geht. Epimetheus bewährt sich als Regent schlecht, sobald Tage der Gefahr kommen. So schlecht, daß er das ihm anvertraute Kind des Gottesengels — Symbol für Erlösend-Zukunftsträchtiges — beinahe in die Gewalt des bösen Behemoth fallen läßt, der ihm nach dem Leben trachtet. Im letzten Augenblick gelingt es, das Kind zu retten, aber kein anderer als der nun aus der Verbannung herbeigeholte Prometheus ist imstande das Verwundete zu heilen und dem Leben wieder zu geben. — Epimetheus aber ist, vom Zorne des Engels verfolgt, geflüchtet und verbirgt sich

„ein Auswurf aus dem Menschevolk, verwünscht, verhaßt“ hinter dem Damme eines schlammigen Wässergrabens und zwar an der Straße, die dahin führt, wo beide Brüder vor jenen Ereignissen mit einander gelebt haben. Dort findet ihn Prometheus, der den Bruder mehr als einen zeitweise Verirrten denn als einen Übeltäter ansieht. Liebreich redet er mit dem Gestürzten, allein das Selbstgefühl des Mannes ist zu schwer verletzt, als daß für ihn noch viel zu hoffen wäre. Offenbar könnte er nur dadurch vom Äußersten abgehalten werden, daß man ihn wieder in den Zustand versetzte, in welchem er sich befand, bevor er sich unter der erwähnten Bedingung zum König machen ließ.

Eben diese Partie, da Prometheus den Bruder findet, wurde damals von Elli Hämmerli vorgelesen — und etwas an dem, was ich da hörte, befriedigte mich nicht. Ich wagte zu sagen: „Aber erlauben Sie, Herr Spitteler, hier fehlt etwas Wesentliches, das im ersten Prometheus steht. Dort gewinnt Epimetheus seine „Seele“ wieder; Prometheus kann ihm sagen, daß sie auf

ihn warte, und das heißt den Unglücklichen." Spitteler warf den Kopf zurück und sagte: „Ist das wahr? Steht das wirklich im Prometheus und Epimetheus? Sie müssen wissen, daß ich das Buch seit Jahren nicht angesehen habe; es ist für mich mit zu schmerzlichen Erinnerungen verknüpft.“ Daß Spitteler den zweiten Prometheus geschaffen habe ohne den ersten zu Räte zu ziehen, das mag manchem fast als unglaublich erscheinen. Aber davon abgesehen, daß man keinen Grund hat, an Spittelers Wahrhaftigkeit zu zweifeln, sprechen meines Erachtens gewisse Erwägungen dafür, auf welche derjenige kommt, der die beiden Dichtungen genau vergleicht. Es gibt noch andere Stellen, wo dem Poeten Wirkungsvolles entgangen ist, das in dem ersten Werke steht.

Ich ging bald weg. Am vierten Dezember bekam ich dann eine Karte folgenden Wortlautes von Luzern: „Hochgeehrter Herr, Ihr Hinweis auf des Epimetheus Seele im Beschluß meines P. hat eine gewaltige Wirkung in mir hinterlassen. Ich habe es über mich gebracht, nach 42 Jahren zum ersten Mal den Schluß im Buche wieder zu lesen. Ja, Sie haben recht, der Buchschluß ist erhabener als der neue. Möge es mir gelingen, nun den neuen höher zu machen, auf der Höhe von damals. Wenn es mir gelingt, dann habe ich Ihnen viel zu verdanken und das Werk gehört Ihnen. Bitte, halten Sie mir den Daumen, daß es mir gelinge. In angenehmer Erinnerung an Ihren Besuch und mit der Bitte mich Ihrer verehrten Frau zu empfehlen.

Ihr Carl Spitteler.

Nachschrift: Der Schlußgesang wird durch die Korrektur auch an Kürze gewinnen und an Einfachheit. Dank! — Es ist merkwürdig, daß Sie kommen mußten, um mich die richtige Lösung, die ich einst gefunden, wiederfinden zu lassen.“

Nach Neujahr bekam ich den letzten Gesang von Prometheus dem Dulder in Spittelers Handschrift zugesendet. Auf einer sie begleitenden Karte steht: „Das Manuskript schicke ich Ihnen zum

Behalten als Freundschaftszeichen. Carl Spitteler. Ähnliches steht auf dem Manuskripte selber vermerkt. Diesem lagen die abgerissenen Blätter bei, auf denen der Dichter den Schluß skizziert hatte.

Das alles war ja nun viel mehr, als ich dadurch verdient haben mochte, daß ich mich bei jenem Besuche des ersten Prometheus genau entsann und also eine kleine Hülfe geben konnte. Könige pflegen in königlicher Art zu danken.

Nur einmal noch sollte ich Spitteler zu Gesicht bekommen, im Sommer 1924, als ich, auf ein Schiff nach der Innerschweiz wartend, mich am Quai in Luzern erging. Wir wechselten wenige Worte. Es war mir schmerzlich zu sehen, daß Spitteler im Laufe des halben Jahres stark gealtert hatte. Am einunddreißigsten Dezember desselben Jahres wohnte ich der Einäscherung von Spittelers Sterblichem im Luzerner Krematorium bei. Er war der erste, der dort kremiert wurde. Zur Feier war kein Geistlicher gebeten worden. Es redeten Vertreter von Behörden, literarischen Vereinen und persönliche Freunde.

Was von der Hand Spittelers in meinem Besitz ist, verwahre ich als teures Gut. Und ich bin dem Geschehe dafür dankbar, daß es mich in den Bannkreis dieses Mannes geführt hat. Er war der bedeutendste Mensch, dem näher zu treten mir vergönnt war.

Wenn hier noch einiges über Joseph Viktor Widmann gesagt wird, so paßt das im Grunde nicht zu dem Wort „Erinnerungen“, das im Titel steht. Denn ein einziges Mal nur habe ich die Ehre gehabt, mich mit Widmann zu unterhalten, während mein Bruder sel. in seinen Studentenjahren in dessen Hause öfters zu Gast war. Aber schließlich stand Widmann durch seinen Sohn, der sich um das hiesige literarische Leben so verdient gemacht hat, zu unsrer Stadt in einer gewissen Beziehung. Und dann möchte ich das Andenken an einen schöpferischen Menschen

wieder wachrufen, der in den letzten Jahren allzusehr in den Hintergrund getreten ist, trotz der von Elisabeth Widmann und Max Widmann verfaßten Biographie.

Forscht man nach den Gründen dazu, so kommt man darauf, daß die Dichtungen „Maikäfer-Komödie“ und „Der Heilige und die Tiere“, auf denen in späteren Jahren Widmanns Ruhm in erster Linie beruhte, das und jenes an sich haben, was ihre Lektüre nicht begünstigt. Wie in Spittellers Dichtungen werden sogenannte höchste Fragen behandelt, aber es geschieht stellenweise in einer Art, die manchem nicht genehm sein kann. Man braucht nicht zu den Frommen zu gehören um daran Anstoß zu nehmen, wenn wir in der Maikäfer-Komödie den „Hosprediger“ beim Hochzeitsfluge sagen hören:

Im Fleische wandelnd doch ein Mann des Geistes.
„Die Liebe höret nimmer auf“, so heißt es.

Und das ist nicht die einzige Geschmacklosigkeit in diesen Werken. Dann kann man nicht verschweigen, daß in einem an poetischen Einfällen so reichen Buch wie „Der Heilige und die Tiere“ allerlei innerlich nicht zusammen stimmen will. Wie Spitteler fühlt sich auch Widmann von dem Gedanken gequält, daß nach der gegebenen Welteinrichtung unschuldige Tiere schon dadurch schlimmen Qualen ausgesetzt sind, daß eines sich vom andern nährt. So wird denn auch gleich in der köstlichen Szene, wo die beiden geistlichen Herren auftreten, mit der Möglichkeit eines „gottsfreien Christentums“ gespielt. In der Folge aber zeigt es sich, daß das, was Widmann sagt, wirklich nicht Goethes Forderung entspricht.

Ein schönes Ja, ein schönes Nein
nur geschwind soll mir willkommen sein.

Vielmehr dreht sich's lange um Ja und Nein, und wenn schließlich das Ja obenauf schwingt, so vermögen wirs nicht recht zu glauben. Wie reimt es sich zum gottsfreien Christentum, wenn so-

gar Asafel, der Versucher, der einmal die Welt als wirren Traum eines Gottes bezeichnet, der sich in sein Kabinett zurückgezogen habe, an andrer Stelle in Bezug auf die Mission des Heiligen — Christus ist gemeint — sagt:

Der Fall ist diesmal ernster als du denkst:
Der Eine hat dabei die Hand im Spiel,
Des Namen auszusprechen du mir schenkst usw.

Die Schlussszene gar, wo die Erzengel beschworen werden, erscheint nach dem Vorangegangenen als angeflücht, und man fragt sich, ob das nun der innersten Überzeugung des Dichters entsprochen habe. Auch sprachlich ist in diesen Versen manches Triviale, wie schon der oben zitierte Ausdruck „du mir schenkst“ einem Empfindlichen dargetan haben mag.

Das nun ist die eine Seite der Sache. Und nun die andre: wer mit Spitteler und den wahren Liebhabern der Kunst daran glaubt, daß es unsterbliche musikalische Takte und einzelne Gedichte oder Partien aus Gedichten gebe, die der Unsterblichkeit würdig seien, der wird sich an vielen Stellen jener beiden Werke Widmanns erfreuen und erbauen. Der Einfall, daß dem Heiligen, bevor er zu den Menschen geht, der Ring des Königs Salomo in die Hände gespielt werde, wodurch ihm die Sprache der Tiere verständlich wird, er ist glänzend und wird in der angemessenen Art durchgeführt. Die Erzählung der Geschehnisse, welche den König dazu veranlaßten, sich des wunderbaren Ringes zu entledigen, und die damit verbundene vom Leibpferde Salomos, das ist ein Glanzstück erzählender Dichtung. Und Widmanns Schilderungen biblischer Landschaften wie der Gegend des toten Meeres in einer Mondnacht, dann diejenige des Berges der Versuchung sind nicht bloß von unerhörter suggestiver Kraft, sondern recht eigentlich ergreifend. Ich erwähne noch als eine der Glanzstellen die Erzählung, wie Christus den sterbenden Löwen aus einer Schildkrötenchale trinkt. In derartigem mehr als in Partien, wo sich Widmann mit

der Lehre des Christentums auseinanderlegt, zeigt sich, wie seine Seele eben doch von jenem ganzen Vorstellungskreise bewegt war.

In einem Aufsatze, der am 15. Januar 1913 in der Zeitschrift „Wissen und Leben“ erschienen ist, habe ich auf die innere Verwandtschaft zwischen Widmann und Christoph Martin Wieland aufmerksam gemacht. Widmanns Frühwerk, die Verserzählung „der Wunderbrunnen von Is“ zeigt sie nicht nur in der Wahl des Stoffes, sondern bis in Einzelheiten der Behandlung hinein, z. B. in der witzigen Verwendung des Reims, die auch in den späteren Werken nicht fehlt. In der Maikäfer-Komödie sagt der „Kanzler“ in bezug auf Worte des Königs:

denn wie immer traf's den Nerv
Von dem was heute fühlt ein jeder Kerf.

Und im „Heiligen und die Tiere“ reimt Widmann einmal auf „Nietzsche“: das Baselbietsche. Bekanntlich haben die Literatur-Pfaffen Wieland, den Goethe hoch schätzte, wenn er in seinen Grenzen blieb, tot geschlagen. Das Genre der heiter anmutigen Erzählung, die nicht in die tiefsten Tiefen gräbt, wurde als minderwertig angesehen, gemäß dem von Nietzsche verhöhnten „Geist der Schwere“, der gerade auch auf unser deutschschweizerisches Geistesleben drückt. So gibt es denn wohl nur wenige noch, die sich an Wielands Erzählungen in Versen wie Pervonte, Gandalin, das Wintermärchen u. s. f. ergötzen haben. Mit dem Gesagten hängt es zusammen, daß Widmanns kürzere Verserzählungen wie „Bin der Schwärmer“ und „der Zelter“ in dem Bändchen „Jung und Alt“ bei weitem nicht nach Gebühr gewertet werden. Beide sind Bijour und sie in stiller Stunde zu betrachten ist ein Genuß. Freilich gehört dazu einiges Verständnis für die Art, wie so etwas gemacht ist, für die unglaubliche Gewandtheit in der Handhabung von Vers, Strophe, Reim. Es ist ein gutes Zeichen für die Geistigkeit der deutschredenden Menschen, daß die Kunst stets als etwas angesehen worden ist, das uns wirklich Gefühltes mitteilt,

daß wenige sich für das begeistern können, was man l'art pour l'art nennt. Allein die völlige Gleichgültigkeit der meisten Leser gegenüber der Art, wie von dem und jenem Dichter das Wort als Mittel des Ausdrucks verwendet wird, ist doch auch bedenklich. Man frage einen musikalischen Menschen, ob er bei seinen Studien auf die „Faktur“ der Werke hingewiesen worden sei oder nicht und ob ihn das Verständnis dafür etwa den Genuß verdorben habe! Der Raum erlaubt nicht, hier Proben aus den erwähnten Dichtungen Widmanns zu geben.

Emil Ermatinger sagt in seinem Buche: Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz: „Mitten in einem Geschlechte lebend, das Ibsen, Strindberg, Zola, Tolstoi, Dostojewski hervorgebracht hat, drehelt Widmann idyllische Epochen!“ Als ob es nicht gut wäre, daß es auch in solchen Zeiten Poeten gibt, die von heiter Menschlichem zu künden wissen, woran man sich erfreuen und seinen Lebensmut stärken mag! O du armer Mozart, der du in bewegter Zeit noch deine graziösen Serenaden schriebst!

Die Hauptwerke der Männer, von denen hier die Rede war, sind mit Ausnahme von Spittellers „Prometheus dem Dulder“ zu Ende des letzten und in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ans Licht getreten. Diese Epoche liegt ja eigentlich noch nicht so weit zurück, aber der rasende Gang der Weltereignisse hat bewirkt, daß sie uns als viel weiter entlegen erscheint als sie's tatsächlich ist. Demjenigen, der sie noch miterlebt hat, dünkt sie in der Erinnerung eine goldene Zeit. Gab es doch damals ein geistiges Leben, das über die Grenzen der Völker wegflutete und an dem ein Schweizer teilhaben konnte, ohne daß er das Eigenste zu verleugnen brauchte. Unterdessen hat die Welt ein anderes Ansehen bekommen. Und in diesem Jahre ist die furchtbare Vision im Hera-Gesang des „Olympischen Frühlings“ buchstäblich Wahrheit geworden: Der Automat schlägt

gleichgültig frei von Nervengefühlen
des Keulenwirbels nimmermüde Mühlen“

und fährt über die Menschlein dahin, die Fähnlein vor sich hertragen, auf denen Inschriften stehen, mit denen sie das bezeichnen, was ihnen als Höchstes erscheint: Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Güte! Menschen meiner Generation müssen rückwärts schauen, um ihr Auge an Erfreulichem zu weiden. Möchte den Jüngeren und denen, die erst kommen werden, eine Zukunft beschieden sein, die ihnen Schönes gewähre, wie es uns einst zu erleben gegönnt war.

Hans Kaeslin

Wätterlüchte

Wi hange d Wulke teuf i d Nacht,
Wi schnufet d Arde schwär.
Es zuckt e Bliß. Es hält e Hund. —
E Schritt tönt neume här.

I ligge wach und lyden Angscht,
Weiß sälber chum, um wär.
I gspüre nur: s will öppis gscheh. —
E Schritt tönt neume här.

Cha sy, es trifft der Bliß e Boum,
Und s Stärbe wird em schwär.
Cha sy, es trifft e Strahl mis Härz. —
E Schritt tönt neume här.

Bim Gwitter

Bliß uf Bliß und Schlag uf Schlag. —
„Muetter, der Himmel brünnt!“
„Heb d Händli zäre, Bueb, und bätt.
Gäb Gott, daß niene zündt.“

Bliß uf Bliß und Schlag uf Schlag. —
„Ghörsch, Muetter, das wilde Glüt?“
„Hets müesse sy! Chneul abe, Bueb.
Bküet Gott di arme Lüt!“

Ruth Staub